

Neustadt-  
Dresden,  
in der Expedi-  
tion, N. Meißn.  
Casse Nr. 8.  
zu haben.

# Sächsische Vorzeitung.

Preis:  
vierteljährlich  
12 1/2 Ngr. Zu  
beziehen durch  
alle Egl. Post-  
Anstalten.

Ein unterhaltendes Wochenblatt für den Bürger und Landmann.

Redacteur und Verleger: Friedrich Walther.

**Dresden, den 19. März 1863.** Am verwichenen Sonnabend früh nach 6 Uhr ist Ihre Königl. Hoheit die Prinzessin Auguste, Herzogin zu Sachsen, Tochter Sr. Majestät des am 5. Mai 1827 verstorbenen Königs Friedrich August des Gerechten, nach nur kurzem Krankenlager in dem Alter von 80 Jahren, 8 Monaten und 21 Tagen sanft verschieden. Es hat dieser Todesfall, welcher unser erhabenes Königshaus in tiefe Trauer versetzt, zugleich in allen Schichten des sächsischen Volkes die regste Theilnahme wachgerufen; denn die edle Verklärte hat ihr langes Leben hindurch des Guten viel gestiftet und sich durch ihren stillen unermüdelichen Wohlthätigkeitsinn ein bleibendes und dankbares Andenken gesichert.

## Politische Weltschau.

**Deutschland.** Die großherzoglich hessische Regierung hat neuerdings durch eine in der zweiten Kammer abgegebene Erklärung das Gerücht, als sei dieselbe in letzterer Zeit dem preussisch-französischen Handelsvertrage geneigter geworden, gründlich widerlegt. Das Ministerium hält vielmehr an seinen früheren Anschauungen fest. Dies hat aber mehrere Abgeordnete nicht abgehalten, einen abermaligen Antrag einzubringen, welcher sich auf den Beitritt des Großherzogthums zu jenem Vertrage und auf die mit allen Kräften zu erstrebende Erhaltung des Zollvereins bezieht. — In Kassel haben die Stände einstimmig beschlossen, die Staatsregierung dringend zu ersuchen, den wegen ihrer Verfassungstreue auf Wartegeld gestellten Staatsdienern, beziehungsweise deren Erben, Entschädigung für das entzogene Gehaltsviertel zu leisten. Das Ministerium scheint wenig geneigt, auf dieses Gesuch einzugehen.

Aus Hannover wird berichtet, daß der bisherige General und Hofmarschall v. Hedemann nach erfolgter schimpflicher Cassation in das Zuchthaus zu Celle abgeführt worden ist, wo er eine 25jährige Freiheitsstrafe zu verbüßen hat. Die Anrufung der königlichen Gnade ist somit eine erfolglose gewesen. Die von dem Verurtheilten verübten ausgezeichneten Unterschlagungen und Betrügereien belaufen sich auf die Summe von ca. 47,000 Thlrn.

Unter den Mitgliedern der in Hamburg tagenden Elbzoll-Conferenz soll endlich, wie dasige Blätter melden, eine Verständigung über eine den Elbzoll nach den Bedürfnissen der Gegenwart regulirende Uebereinkunft erzielt worden sein, deren allseitige Genehmigung durch die betreffenden Regierungen schon in nächster Zeit gehofft wird, so daß die Reform bereits am 1. Juli d. J. in Kraft treten könnte. Der künftige Normalatz des Elbzolles für die ganze schiffbare Strecke dieses Flusses würde hiernach nur 1 Sgr. 4 Pf. per Centner betragen, mit zwei niedrigeren Tarif-Klassen zu 8 und 2 Pf. Alle Zollämter, mit Ausnahme desjenigen zu Wittenberge, sollen aufgehoben werden.

**Preußen.** Der 17. März, der Tag, an welchem vor fünfzig Jahren König Friedrich Wilhelm III. sein Volk aufrief zum Kampfe für Vaterland, Ehre und Freiheit, dieser wichtige Gedenktag, welcher unter anderen Verhältnissen das gesammte preussische Volk zur einmüthigen patriotischen Feier vereint haben würde, ist im ganzen Lande, mit nur wenigen Ausnahmen, fast spurlos vorüber gegangen, da der zwischen Regierung und Volk herrschende Zwiespalt nirgends eine warme und aufrichtige Festfreude auskommen ließ. In Berlin war dagegen für jenen Tag eine großartige Feier, deren Mittelpunkt die Grundstein-

legung zu dem Denkmal des Königs Friedrich Wilhelm III. bildete, schon längst vorbereitet worden, die jedoch einen vorwiegend officiellen und militärischen Charakter trug und schon um deswillen die Theilnahme der Bevölkerung nicht zu erregen vermochte, weil das ganze Arrangement in die Hände von Männern gelegt war, welche dem gegenwärtig herrschenden Regierungssystem nicht nur nahe stehen, sondern zu den eifrigsten Vertretern der Reaction gezählt werden. Die liberalen Blätter gehen daher meist mit bedeutsamen Schweigen über die Feier hinweg und begnügen sich damit, den Festbericht des officiellen Staatsanzeigers abzudrucken. Letzterem entnehmen wir in Kürze Folgendes. Der Festplatz im Lustgarten, wo das Reiterstandbild des verstorbenen Monarchen errichtet werden soll, war von hohen, mit den Landesfarben geschmückten Masten umgrenzt und dafelbst ein Pavillon zur Aufnahme der königlichen Herrschaften errichtet, während mehrere Tribünen für die Mitglieder des Landtags, der städtischen Behörden, der Geistlichkeit u. erbaut waren. Die Gewerken hatten sich aus den oben angedeuteten Gründen und weil man ihnen ihren Platz hinter dem Militär angewiesen, gar nicht betheiliget und die Bürgerschaft war somit nur durch die anwesenden Stadtverordneten vertreten. Nach zehn Uhr nahen sich im feierlichen Zuge die Ritter des eisernen Kreuzes und die Kombattanten, eine stattliche Schaar von etwa 4000 Veteranen, von denen viele von ihren Frauen oder jüngeren Soldaten geführt wurden. Das Erscheinen dieser wackeren Kämpfer wurde von dem versammelten Publikum mit lautem und freudigem Zuruf begrüßt. Nachdem die Veteranen und die ebenfalls im langen Zuge herankommenden Deputationen der Behörden u. Platz genommen, langten nach halb 12 Uhr der König mit den königlichen Prinzen, die Königin und Prinzessinnen, sowie die anwesenden hohen Gäste des königlichen Hauses auf dem Festplatz an. Nach der Absingung eines Psalmes wurde die auf das Denkmal bezügliche, vom Könige unterzeichnete Urkunde durch den Cultusminister vorgelesen und dann der Grundstein versenkt; der König vollzog die üblichen ersten drei Hammerschläge und ihm folgten die Königin und die übrigen Mitglieder der königlichen Familie. Während dieser Ceremonie spielten elf Musikchöre und es wurden unter dem Geläute aller Glocken 101 Kanonenschüsse abgefeuert. Die Absingung des Choral: „Nun danket alle Gott“ schloß die Feier, welcher in den Casernen eine festliche Bewirthung der Soldaten folgte. Die Ritter des eisernen Kreuzes speisten im Schlosse beim Könige; die übrigen Kombattanten wurden auf königliche Kosten im Kroll'schen Etablissement unter dem Vorsetze des General-Feldmarschalls Wrangel bewirthet. — Die mehrfach ausgesprochene Befürchtung,

daß es an diesem Tage leicht zu lärmenden Demonstrationen kommen werde, was jedenfalls der Reaction nicht ganz unerwünscht gewesen wäre, ist nicht eingetroffen. Der Polizeipräsident hat sich vielmehr veranlaßt gesehen, den Bewohnern Berlins für ihre würdige und ruhige Haltung öffentlich seinen Dank auszusprechen.

Die Meinung, daß nach Berathung des Budgets für 1863 eine Auflösung des Abgeordnetenhauses stattfinden werde, befestigt sich immer mehr. Ebenso glaubt man, daß eine Verständigung über die Militärfrage auch in dieser Session nicht erreicht werden wird, da die Regierung bei den Commissionsberathungen über diese Vorlage an ihren früheren Ansichten festhält und zu keiner Nachgiebigkeit sich bereit zeigt.

**Oesterreich.** Fürst Metternich, der Vertreter Oesterreichs am französischen Hofe, ist am 13. März von Paris in Wien angekommen und hat sofort eine Besprechung mit dem Minister des Auswärtigen und Tags darauf eine Audienz beim Kaiser gehabt. Seine Reise steht mit der polnischen Frage im engen Zusammenhange (s. Frankreich). — Die schon längst, obwohl vergeblich in Aussicht gestellte Entscheidung der ungarischen Frage soll nun selbst nach der Versicherung officiöser Organe in sehr naher Zeit erfolgen. Dem Einberufungsdecrete des Landtags in Siebenbürgen sieht man schon in dem nächsten Monate entgegen, da hierüber die nöthigen Entschliessungen im Ministerium bereits gefaßt sind. Nach Erledigung dieser Vorfrage soll dann auch über die ungarische Angelegenheit eine Entscheidung getroffen werden, welche die Einberufung des ungarischen Reichstags zum Ziele hat. — Der galizische Landtag ist nunmehr aus Rücksicht auf die Unruhen im angrenzenden Polen abermals und zwar bis zum 29. März vertagt worden und wird wahrscheinlich gar nicht wieder zusammentreten, weil schon mit dem Schlusse dieses Monats die diesjährigen Landtage geschlossen werden sollen. — Der böhmische Landtag in Prag hat am 10. März eine sehr stürmische Sitzung abgehalten. Es fand nämlich an diesem Tage die Debatte über den Palacky'schen Antrag statt, welcher eine Abänderung der Wahlordnung für Böhmen bezweckte und mithin gegen die bestehende Verfassung gerichtet war. Diese czechische Parteimanifestation, welche von den Deutschen lebhaft bekämpft wurde, ist aber gänzlich verunglückt. Die Discussion nahm einen so heftigen Character an, daß die Sitzung auf kurze Zeit unterbrochen werden mußte. Nach zehnstündiger Berathung siegten die Deutschen; denn es wurde das auf Ablehnung des Palacky'schen Antrags gerichtete Gutachten der Majorität des Ausschusses mit 130 gegen 70 Stimmen angenommen. Am 12. März machte der czechische Pöbel seinem Aerger über die erlittene Niederlage dadurch Luft, daß er einem Abgeordneten eine Katzenmusik brachte und ihm die Fenster einwarf.

Wie aus Wien berichtet wird, sind im Staatsministerium am 16. März die Berathungen über den Entwurf einer Landesverfassung für Venetien eröffnet worden.

**Italien.** Nachdem auch der Senat sich für das neue Anlehen ausgesprochen hat, ist vom Könige sofort das betreffende Gesetz zur Emission desselben unterzeichnet worden. Zur Aufbringung des Geldes ist von der Regierung mit dem Hause Rothschild und der italienischen Nationalbank ein Vertrag abgeschlossen worden, der die erforderlichen 700 Mill. Fr. betrifft, vor der Hand aber nur eine Emission von 500 Mill. Fr. bedingt. Der Emissionscours wird wahrscheinlich 71 sein. Von großer Wichtigkeit ist ferner, daß der Einfluß Rothschild's, trotz des Widerspruchs des französischen Finanzministers Fould, es beim Kaiser Napoleon durchgesetzt hat, daß künftig die italienische Anleihe an der Pariser Börse officiell notirt werden darf. — Nachdem in allen größeren Städten Italiens Volksversammlungen zu Gunsten der Polen stattgefunden haben, wird eine hierauf bezügliche Petition nun auch der Turiner Deputirtenkammer Gelegenheit geben, die polnische Frage ausführlicher zu discutiren. Die Regierung trat früher dieser Absicht entgegen, nachdem aber Frankreich die polnische Sache in die Hand genommen hat, scheinen ihre früheren Bedenken gehoben zu sein.

Obgleich Garibaldi neuerdings seine lebhafteste Theilnahme an den politischen Ereignissen durch mehrfache in die Oeffentlichkeit gebrachte Schriftstücke bekundet, so soll es doch im Allge-

meinen mit seiner Gesundheit nicht zum Besten stehen; die neuesten Berichte melden vielmehr, daß seine Wunde sich verschlimmert habe.

**Frankreich.** Die aus St. Petersburg auf die vom französischen Cabinet in Betreff Polens erhobenen Vorstellungen eingegangene abschlägliche Antwort hat, trotz ihrer artigen Form, in Paris einen übeln Eindruck gemacht, da man auf ein Entgegenkommen Rußlands gerechnet hatte. Der Kaiser scheint durch diese abschlägliche Antwort, sowie durch die Weigerung Englands, gemeinsam mit Frankreich und Oesterreich Schritte gegen die preussische Regierung zu unternehmen, bestimmt worden zu sein, nunmehr der polnischen Angelegenheit eine noch ernstere Aufmerksamkeit zuzuwenden, als dies anfänglich in seiner Absicht gelegen haben mag. Es haben deshalb zwischen dem Kaiser und den Botschaftern Oesterreichs und Preußens wiederholte Besprechungen stattgefunden und in Folge davon ist am 12. März Fürst Metternich nach Wien abgereist, um mit dem Kaiser Franz Joseph und dem Grafen Rechberg zu conferiren; andererseits ist der erste Legationsrath der preussischen Gesandtschaft, Fürst Reuß, nach Berlin gegangen, um ebenfalls seiner Regierung nähere Mittheilungen über die Intentionen des Kaisers Napoleon zu machen.

Gleichzeitig hat die französische Regierung die auf die polnische Angelegenheit bezüglichen Actenstücke, welche bis zum 1. März abgegangen sind, dem Senat zur Einsichtnahme vorlegen lassen. Der Inhalt derselben, welcher die bisher darüber gemachten Mittheilungen in der Hauptsache bestätigt, ist im Wesentlichen folgender: Zuerst wird durch Vorlage einer französischen Circulardepeche vom Jahre 1855 und einer um dieselbe Zeit erlassenen Depesche des französischen Gesandten in London constatirt, daß schon damals, als es sich um Feststellung der Friedensbedingungen mit Rußland handelte, Frankreich und England in der Auffassung der polnischen Frage grundsätzlich übereinstimmten. Hieran reiht sich eine Depesche des Pariser Cabinets an den französischen Gesandten in Berlin, vom 17. Febr. 1863. In derselben werden die Gefahren näher dargelegt, die Preußen durch den Abschluß der Convention mit Rußland hervorgerufen habe. Preußen, welches durch keine ernstliche Verlegenheit zu einem solchen bedenklichen Schritte gedrängt worden sei, habe dadurch die polnische Frage gewissermaßen erst wieder in das Leben gerufen und durch seine übelangebrachte Einmischung die Verantwortlichkeit für die von Rußland ergriffenen Unterdrückungsmaßregeln übernommen. Es seien dadurch der preussischen Regierung nur Verlegenheiten bereitet und überhaupt eine Situation geschaffen worden, welche schon jetzt eine Ursache der Besorgniß sei und eine Quelle von Verwickelungen für die Kabinette werden könne.

Eine weitere Depesche vom 18. Febr. ist an den französischen Botschafter in Petersburg gerichtet. Sie erinnert in ihrem Eingange an die freundschaftlichen Beziehungen Frankreichs zu Rußland, erklärt jedoch zugleich, daß die französische Regierung der in Frankreich allgemein herrschenden Sympathie für Polen gegenüber nicht nur waffenlos sei, sondern, da sie selbst ihre Stärke aus der öffentlichen Meinung schöpfe, sich sogar für verpflichtet halte, den seit langen Jahren in Frankreich herrschenden Gefühlen Rechnung zu tragen. Sodann wird darauf hingewiesen, daß das Schicksal Polens in Wien durch die Repräsentanten Europa's bestimmt worden, daß eintretende Ereignisse die gegenwärtige Verlegenheit noch steigern und der Druck der öffentlichen Meinung noch mächtiger werden könne, und daß Rußland für sich und Frankreich mithin eine peinliche Lage schaffen werde, wenn es sich nicht entschlief, etwas für Polen zu thun.

Das dritte Actenstück endlich ist eine Circulardepeche vom 1. März, wodurch die Vertreter Frankreichs an den auswärtigen Höfen davon unterrichtet werden, daß Oesterreich und England es abgelehnt haben, gemeinsam mit Frankreich officielle Schritte bei der preussischen Regierung wegen der von derselben mit Rußland abgeschlossenen Convention zu thun. Aus dem Wortlaute dieser Depesche läßt sich zugleich ziemlich deutlich entnehmen, daß es vorzugsweise England gewesen ist, welches einem solchen collectiven Schritte sich widersetzt hat. Am Schlusse des Schriftstücks heißt es jedoch, der Effect der russisch-preussischen Convention sei unverloren. Frankreich werde den Ereignissen mit Interesse folgen, es habe gleiche Pflichten, wie die übrigen Großmächte, und wenn es sich Mühe gegeben, eine Uebereinstimmung unter

letzteren zu erzielen, so spreche dies nur dafür, daß das französische Kabinet weder eine besondere Politik, noch ein vereinzelt Handeln im Auge habe.

Diese diplomatischen Actenstücke dienen dazu, den Senat bei der Discussion über die Polenfrage, welche am 17. März begonnen, von dem Standpunkt der Regierung zu unterrichten. Ob letztere bei der Berathung noch weitere Mittheilungen machen wird, ist zweifelhaft, da die Verhandlungen mit den betreffenden Mächten noch schweben. Im Uebrigen wird die Verhandlung des Senats über die zu Gunsten Polens eingereichten Petitionen zwar zu scharfen Angriffen gegen Rußland Anlaß geben, aber einen irgend nennenswerthen Erfolg wird sie sicherlich nicht haben.

Der zum Berichterstatter ernannte Senator Labarit hat seinen Bericht erst dem Kaiser zur Genehmigung vorgelegt und es wird daher in demselben nichts gesagt werden, was den kaiserlichen Wünschen entgegen wäre. Die kriegerischen Petitionen sind ausdrücklich zurückgewiesen worden und der Bericht hebt besonders hervor, daß der Senat die Verantwortlichkeit für das Verlangen, Frankreich wegen Polens in einen Krieg zu stürzen, in keinem Falle übernehmen könne. Nach einer eingehenden Prüfung der historischen Vorgänge und der gegenwärtigen Lage Polens kommt die Commission zu der Ueberzeugung, daß die französische Regierung auf dem Wege diplomatischer Action Alles, was gerecht, möglich und politisch sei für die Sache Polens thue und thun werde, so daß mithin eine Ueberweisung der zu Gunsten Polens eingebrachten Petitionen weder nöthwendig noch gerechtfertigt erscheine. Sie schlägt deshalb dem Senat vor, der Weisheit des Kaisers die Sache anheimzustellen und zur Tagesordnung überzugehen. Daß dieser, ein vollständiges Vertrauensvotum für die Regierung enthaltende Antrag Annahme findet, ist im Voraus gewiß, denn der Senat ist gewohnt, den Wünschen des Kaisers stets bereitwillig nachzukommen. Daß übrigens der Regierung daran liegt, die Polenfrage, nachdem sie von ihr einmal in die Hand genommen worden, mit einigem Geräusch auszuspinnen, geht daraus hervor, daß die Präfecten angewiesen worden sind, der Circulation von hierauf bezüglichen Petitionen nichts in den Weg zu legen. Auch haben die bitteren Ausfälle, welche in den Pariser Blättern gegen die laue Haltung des Londoner Kabinetts gemacht werden, wohl keinen andern Zweck, als auch unter dem englischen Volke zu nachdrücklichen Kundgebungen für Polen anzufeuern. Alles dies scheint darauf hinzuweisen, daß der Kaiser zwar auf ein vereinzelt Vorgehen verzichtet, daß er aber die polnische Frage nicht als eine abgeschlossene betrachtet, sondern je nach dem Verlauf der Ereignisse darauf zurückzukommen gemeint ist, sobald sich der französischen Politik Gelegenheit bietet, mit Erfolg ihr gewohntes Uebergewicht geltend zu machen.

**Großbritannien.** Die „Morning Post“, das Organ Lord Palmerston's, kommt in einem Artikel, der in Paris sehr übel aufgenommen worden ist, auf die polnische Frage zurück. Es wird darin zugegeben, daß England sich geweigert habe, gemeinsam mit Frankreich zu Gunsten Polens auf diplomatischem Wege in Petersburg und Berlin zu interveniren; aber das habe, heißt es weiter, seinen guten Grund. Frankreich habe das englische Kabinet aufgefordert, gemeinsam mit ihm eine Note an die preussische Regierung zu richten, wodurch es der letzteren unmöglich geworden wäre, mit Würde von der mit Rußland abgeschlossenen Convention zurückzutreten. Wäre eine solche Note abgegangen, und Preußen hätte sich geweigert, die Convention zu kassiren, so wäre augenblicklich eine Provocation zu neuen und kriegerischen Maßregeln entstanden. Die Weigerung des britischen Kabinetts sei daher sehr klug gewesen, denn dasselbe habe mit Recht darauf vertraut, daß die Stimme der öffentlichen Meinung, wie sie sich in London und Paris kundgegeben, weit eher als die anscheinend befehlshaberische Einmischung fremder Kabinette, die Macht haben werde, den König von Preußen zum Rücktritt aus seiner falschen Stellung zu bewegen. Diese Erwartung sei denn auch in Erfüllung gegangen. Man rede nicht mehr von der Convention und ihre Ausführung sei sistirt, ohne die freundschaftlichen Verhältnisse der Großmächte gestört zu haben. Allein obgleich England eine Kooperation mit Frankreich abgelehnt habe, so seien doch britische Noten über die polnische Erhebung nach

Petersburg und Berlin abgegangen, die auf die Nothwendigkeit zeitgemäßer Reformen in Polen hinwiesen und Preußen daran erinnerten, wie unpolitisch und gefährlich seine active Intervention zur Unterdrückung des Aufstandes in Rußisch-Polen sein müßte.

Während die ersten Berichte über den Einzug des Prinzen von Wales und seiner Braut versicherten, daß die Festlichkeit, trotz der unermesslichen Menschenmenge in den Straßen der Hauptstadt, ohne Unglücksfälle vorübergegangen sei, kommt jetzt der hinkende Bote hintennach. Nach den Polizeirapporten sind sieben Frauenzimmer im buchstäblichen Sinne des Wortes zertrümmert worden und zwar in der City, wo die verhältnißmäßig engen Straßen die Passage am meisten hemmten; wer einmal gefallen war, vermochte sich nicht wieder aufzurichten und der Menschenstrom wogte über ihn hinweg. Außerdem haben viele Personen Arme, Beine und Rippen gebrochen und es sind unzählige Quetschungen und Verletzungen vorgekommen. — In einer Kohlengrube zu Corlodge haben 19 Arbeiter durch eine Explosion ihr Leben verloren.

**Schweden.** Der König von Schweden hat unter allen europäischen Fürsten die verhältnißmäßig länglichste Civilliste; dieselbe beträgt mit dem Zuschusse von etwa 30,000 Thalern, welche Norwegen dazu hergibt, noch nicht einmal 200,000 Thlr. preuß. Cour., eine Summe, welche zu dem Umfange des Landes (13,745 Q.-M. mit Norwegen) in keinem Verhältnisse steht, wenn auch die Bevölkerung eine weit dünnere ist, als in anderen Staaten. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß die Civilliste nach und nach in Schulden gerathen ist, und die Stände haben sich deshalb veranlaßt gesehen, eine Million schwedischer Reichsthaler (à 11½ Ngr.) zur Verfügung des Königs zu stellen, damit das entstandene Deficit gedeckt werden kann. — In Schweden giebt sich eine lebhaftere Sympathie für die Sache Polens kund und außer den Volksversammlungen, welche zu diesem Zwecke abgehalten werden, sucht man auch die Regierung, welche bekanntlich zu den Unterzeichnern der Wiener Verträge gehört, für die polnische Sache zu gewinnen. Zu diesem Zwecke ist bereits ein Antrag im Reichsrathe gestellt worden, welcher die Regierung auffordert, für Polen wirksam aufzutreten.

**Rußland.** Die Emancipation der Bauern, soweit sie durch kaiserliches Manifest zugestanden worden, ist am 3. März ohne alle Störung in Kraft getreten, und es haben viele der Leibeigenen, welche sich früher nur zur Zahlung einer Geldrente an die Grundbesitzer verpflichten wollten, sich nachträglich gänzlich losgekauft, obgleich für jeden Familienvater der Loskaufpreis nicht unter 80, oft aber über 120 Silberrubel beträgt. Im Ganzen sind die Verhältnisse von 8,161,087 der auf kleinen Gütern angesiedelten Bauern in zufriedenstellender Weise regulirt und in nicht zu langer Zeit wird dies bei allen übrigen Leibeigenen, deren Gesamtzahl circa 10 Millionen beträgt, der Fall sein. Mit dem 3. März hat zugleich die Leibeigenschaft der anderthalb Millionen Hofdienstleute beiderlei Geschlechts aufgehört und haben dieselben ihre völlige Freiheit erhalten. Es war diese Klasse bisher zum Dienste auf den Kronländern verpflichtet.

Der Aufstand in Polen ist durch die Ernennung des Insurgentenführers Langiewicz zum Dictator unstreitig in ein neues und bedeutsames Stadium getreten. Mit diesem Schritte ist nicht nur eine größere Einheit in die Operationen der Aufständischen gekommen, sondern der Aufstand hat auch offenbar an räumlicher Ausdehnung gewonnen, seit Langiewicz, seine Proclamation über das ganze Land verbreitend, von Neuem zum Kampfe aufgerufen. Eine Woche lang war ein förmlicher Waffenstillstand eingetreten, denn die forcirten Märsche und ungewöhnlichen Anstrengungen, welchen sowohl die Russen, als auch die Insurgenten ausgesetzt gewesen, ließen es seit dem Treffen bei Piaskowa-Blata zu keinem bedeutenden Zusammenstoße kommen. Diese Zeit hat der bei Soszja, nahe der galizischen Grenze stehende Dictator benutzt, um die ihm frisch zugezogenen Insurgenten zu organisiren und einzuverleiren. Er soll über 6000—8000 Mann verfügen und in voriger Woche durch Zusendung von Waffen und Munition in den Stand gesetzt worden sein, diese Streitkräfte vollständig zu bewaffnen. Die Russen, welche nur drei Meilen davon in Mieschow stehen, haben unter diesen Umständen auch nicht gewagt, die Aufständischen anzugreifen, obgleich schon vor

acht Tagen ein Hauptschlag gegen dieselben verkündet wurde. Am 11. März hat Langiewicz sein Lager bei Soszga abgebrochen; gleichzeitig mit diesem Aufbruche des Hauptcorps haben auch die übrigen Insurgentenschaaren im Gouvernement Radom, sowie diejenigen in den Gouvernements Lublin und Warschau sich in Bewegung gesetzt. Ihre Absicht scheint dahin zu gehen, die russischen Truppen auf allen Puncten zu beschäftigen, um die offensive Bewegung des Langiewicz'schen Hauptcorps nach Norden zu, namentlich nach Radom, möglichst zu erleichtern. Es liegt im Plane des Dictators, die Insurrection von der Grenze aus immer mehr nach dem Innern des Landes zu verbreiten und sie endlich um Warschau zu concentriren. In Warschau, welcher Stadt sich bereits aufständische Schaaren bis auf eine Entfernung von 5–6 Meilen genähert haben, soll dann der Hauptschlag gegen die russische Armee geführt werden. Bis zum 12. März war das Langiewicz'sche Hauptcorps bis Sosnowka, ungefähr eine Meile von Michow vorgebrungen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Russen Alles aufbieten werden, um dem weiteren Vordringen jenes Corps Schranken zu setzen. Von Warschau, Radom und Dlkucz aus haben sich die russischen Colonnen bereits nach Michow zu in Bewegung gesetzt. Nicht weit von letzterem Städtchen wird es wahrscheinlich schon in den nächsten Tagen zur Schlacht kommen.

In Warschau läßt der revolutionäre geheime Stadtkommandant seine Proclamationen unter den Augen der Regierung vertheilen, ohne daß letztere es zu hindern vermag. Der geheimnißvolle Chef der Revolution übt eine magische Gewalt über die Bevölkerung, und Niemand wagt es, seinen Befehlen entgegen zu handeln. — Die sämtlichen unabhängigen Mitglieder des Staatsraths haben ihre Entlassung eingereicht, und die Lage der Regierung gestaltet sich immer besorglicher; ihre einzige verlässliche Stütze ist noch die Armee. — Die Hoffnung, daß nach der Ernennung des humanen Großfürsten Konstantin zum Oberbefehlshaber der Armee die Ausschreitungen und Grausamkeiten der russischen Truppen ihr Ende erreichen würden, hat sich leider nicht erfüllt. Die Soldaten, namentlich die zügellosen Kosaken, rauben, plündern und morden nach wie vor, und es wird versichert, daß einzelne Offiziere, welche sich dem widersetzt haben, von den Soldaten mißhandelt oder gar niedergeschossen worden sind.

**Donaufürstenthümer.** Fürst Coussa hat mit seinen oppositionellen Bojaren kurzen Proceß gemacht. In der Kammer Sitzung vom 14. März wurde vom Ministerpräsidenten eine Botschaft verlesen, welche die Arbeiten und das Betragen der Versammlung einer Kritik unterzieht und die Beschuldigung erhebt, die Kammer habe nicht bloß das Budget nicht bewilligt, sondern auch durch die kürzlich beschlossene Untersagung der Erhebung nicht bewilligter Steuern zum Ungehorsam aufgereizt. Hierauf wurde die Session für geschlossen erklärt. — Bekanntlich hat Rußland im Herbst vorigen Jahres bedeutende Waffensendungen nach den Donaufürstenthümern spedirt, welche in Serbien eingeschmuggelt werden sollten und auch zum Theil eingeschmuggelt worden sind, obgleich die Pforte dagegen allerhand Vorsichtsmaßregeln ergriffen hat. Unter'm 7. März wird nun aus Konstantinopel gemeldet, daß 6000 Stück solcher russischen Gewehre nach Polen gekommen und dort den Insurgenten eingehändigt worden sind. Hiermit stimmen auch die Berichte vom polnischen Kriegsschauplatz überein, wonach eine große Anzahl der Aufständischen auf einmal mit guten Waffen versehen worden sind.

**Griechenland.** Der festgenommene bairische Consul Bernau hat zugestanden, daß er allerdings dafür gewirkt habe, um eine Candidatur des bairischen Prinzen Ludwig populär zu machen; nachdem aber die Nationalversammlung beschlossen habe, die bairische Königsfamilie von der Candidatur auszuschließen, habe er seine Bemühungen aufgegeben. Eine Million Silberzwanziger, die dem genannten Consul über Triest zugegangen war, wurde mit Beschlag belegt. — Obgleich die provisorische Regierung den auswärtigen Höfen hat erklären lassen, daß eine Wiedereinsetzung der bairischen Dynastie vergebens und sinnlos sein würde und daß ein Prinz jenes Königshauses sich den Weg zum Throne erst durch Ströme Bluts und über Haufen von Leichnamen bahnen müsse, so haben doch neuerdings zu Sparta,

Calamata, Tricula und Eocris Demonstrationen zu Gunsten des vertriebenen Königs Otto stattgefunden. — Die provisorische Regierung hat das Ausgabebudget um 10 Mill. Drachmen herabgesetzt und es sind daher die Civilbesoldungen um 20 Procent reducirt, auch die überzähligen Beamten entlassen worden.

**Amerika.** Ein im Senat zu Washington berathenes Gesetz, welches jedes Goldgeschäft über pari für null und nichtig erklärt, hat ein außerordentliches Schwanken in dem Goldagio hervorgerufen; der Goldcours änderte sich alle zehn Minuten, und die Bestürzung in den finanziellen Kreisen war groß. — Das Gerücht von einem Kampfe bei Vicksburg und von der Räumung dieses Platzes durch die Conföderirten, reducirt sich auf Auswechslung einiger Kanonenschüsse zwischen den streitenden Theilen. Sonst ist auf dem Kriegsschauplatz nichts von Bedeutung vorgekommen. — Der Unionsgeneral Halleck soll selbst öffentlich mitgetheilt haben, daß die Potomac-Armee 22,000 Mann an Deserturen verloren habe.

### Drei Brüder und ihre Wege.

Erzählung aus neuerer Zeit von Franz Kubojakky.

(Fortsetzung.)

Der Finanzrath, welcher sich wie überwältigt von der ihn ergreifenden Entrüstung in seinen am Pulte stehenden Sessel geworfen hatte, nickte bejahend und fügte mit gepreßter Stimme hinzu: „Eben deshalb . . . eben deshalb, mein Herr. Wenn es der Bosheit meiner Gegner schon gelungen ist, einen Mann von so untadelhaftem Renommée, wie Sie, für sich zu gewinnen, was habe ich dann von denen zu erwarten, welche es lieben, den Funken zum hellen Brande anzublase!“

„Herr Finanzrath, jetzt verlange ich von Ihnen, daß Sie ruhig und ohne Unterbrechung das anhören und beantworten, weswegen ich hierher kam. Ich sage Ihnen ein für allemal, ich bin kein Werkzeug Ihrer Gegner, denn erstens bin ich zu alt, um dazu zu taugen; zweitens wüßte ich wahrlich nicht, welchen Vortheil dergleichen schändliche Betheiligung mir bieten sollte, und drittens kenne ich überhaupt Ihre Gegner nicht, weiß auch nicht einmal, daß Sie deren haben. Ich bitte, mich sprechen zu lassen, Herr Finanzrath, Sie sind mir diese Freiheit schuldig.“

Nach einer Weile redete der greise Handelsherr weiter:

„Vor einigen Tagen empfing ich von der Firma Brighttown und Compagnie in Baltimore unter anderen Geschäfte betreffenden Correspondenzen auch einen Brief von der Tochter des Chefs John Brighttown, Mistres Frosch, in welchem sie mich flehentlich bat, in Betreff Master Wilsay's Nachforschungen an hiesigem Platze zu halten. Die Erklärung des Antheils, den die Mistres an erwähntem Herrn nimmt, besteht in Folgendem: Sie ist seit zehn Jahren die Gattin eines im Comptoir ihres Vaters anfänglich als Clerk (Handelscommis), dann wegen seines ausgezeichneten Fleißes und kaufmännischen Wissens in die Stelle eines Buchhalters eingerückten Deutschen, Namens Gottfried Frosch, Ihres Bruders, mein Herr Finanzrath. Ihre Ehe mit ihm, der als Flüchtling den heimathlichen Boden hatte verlassen müssen, war eine glückliche, zumal John Brighttown, der Chef, sein Schwiegervater, ihn zum Associé des Hauses ernannt hatte, er sich mithin in einer glänzenden Stellung befand. Zwei Kinder erhöhten das eheliche Glück; aber im Verlaufe der Jahre unterlag Gottfried Frosch jenen Anwandlungen vom Heimweh, die fast nie sich bewältigen lassen. Die Mistres wußte, warum. Er wollte sein Kind sehen, das er Ihnen, seinem Bruder, in einer Nacht bei der Durchreise als Flüchtling zum Schutz und zur Erziehung übergeben hatte. Mistres Frosch hörte, wenn er davon sprach, ihn öfters sagen, er sei überzeugt, daß er das Kind mittels der seinem Bruder bei der Gelegenheit übergebenen zehntausend Thaler, dem mütterlichen Erbtheil der Kleinen, aufs Beste werde haben erziehen lassen.“

„Gottfried Frosch reiste mit einem englischen Packetboote nach Portsmuth und von da mit einem deutschen Schiffe nach Hamburg ab, was er seiner Gattin brieflich mittheilte. Das deutsche Schiff ging bei heftigem Sturme in der Nähe von Cuxhaven zu Grunde und fast alle seine Passagiere verloren dabei das Leben. Mistres Frosch betrauerte seit jener Zeit den Verlust

ihres Gatten, bis sie vor zwei Monaten zu ihrer größten Ueber-  
raschung aus dem Nachlasse eines englischen Herrn einen vor  
sechs Jahren von ihrem Gatten geschriebenen und von hier aus  
datirten Brief zugesandt erhielt, in welchem er ihr meldete, daß  
das widerwärtige Benehmen des deutschen Schiffskapitains ihn  
veranlaßt habe, nicht mit diesem zu fahren, sondern einen Tag  
später mit einem englischen Schiffe nach Hamburg zu gehen.  
Bei dieser Fahrt hätte er Bekanntschaft mit Sir Humphrey,  
einem Londoner Privatier gemacht, der mit ihm hierher gereist  
sei, um seinen Sohn nach Hause zu holen. Sir Humphrey,  
welchem er unterwegs manche Gefälligkeit erwiesen, habe ihn  
aufgefordert, ihm Gelegenheit zu einer Segengefälligkeit zu geben  
und darum werde sie also den Brief direct von London aus er-  
halten.

„Ueber seinen Aufenthalt hier könne er nur Weniges be-  
richten. Er wohne unter dem Namen Willay im Engel, dem-  
selben Gasthose, wo er als Flüchtling auf der Durchreise seinem  
Bruder das kleine Mädchen übergeben, halte sich ganz eingezogen,  
damit er mit Niemand in Berührung komme und habe schon  
zweimal nach seinem Bruder geschickt, aber die Nachricht erhalten,  
dieser komme erst in ein paar Tagen von einer Reise zurück,  
welche Rückkehr er nun freilich geduldig abwarten müsse. So  
ungefähr war der Inhalt des von Gottfried Frosch an seine  
Gattin geschriebenen Briefes, der von Sir Humphrey so gut  
bestellt wurde, daß ihn dessen Erben beinahe sechs Jahre später  
in dem Nachlasse des dienstbeflissenen Mannes vorfanden.“

Beim Finanzrath war während dieser ziemlich langen Er-  
zählung des Handelsherrn eine offenbare Ruhe eingetreten und  
er erhob sich jetzt vom Sessel, indem er die Hand auf des greisen  
Herrn Ehregott Arm legte und in höchst verbindlicher Weise  
sprach:

„Herr Büttner, Sie haben mich vorhin in einer großen  
Aufregung gesehen, deren Hauptgrund in verschiedenen, meine  
Häuslichkeit sehr unangenehm berührenden Zufälligkeiten sowie  
verdrüßlichen Vorkommnissen in amtlicher Beziehung beruht.  
Ich fühle mich von jedem geringen Aerger gleich ungemein hart  
angegriffen, meine Nerven sind überreizt ... der Arzt deutete  
mir bereits an, daß ich eine Badecur gebrauchen müsse, solle  
nicht die immer stärker auftretende Aufregung in mir ein unheil-  
bares Nervenleiden begründen. Ich bitte, mein Herr, in dieser  
meiner Verstimmlung die Ursache dessen zu suchen, die den in  
mir rasch aufsteigenden Gedanken an eine Intrigue gegen mich  
als eine festhingestellte Wahrheit mir erscheinen ließ.“

„Sie haben nicht nöthig, Herr Finanzrath, sich vor mir zu  
entschuldigen,“ entgegnete Herr Büttner, dem diese geläufige  
Auseinandersetzung seltsam dünkte, ... „ich bitte Sie, nur von  
dem zu sprechen, was ich der Mistres Frosch, Ihrer Frau Schwä-  
gerin, als von Ihnen ausgehend, antworten soll.“

„Das wird wenig sein, mein Herr; schreiben Sie ihr, wie  
ich heute erst erfahren, daß mein Bruder Gottfried eine zweite  
Ehe geschlossen, denn er und ich standen in keinem Briefwechsel;  
ich erfuhr nichts mehr von ihm, seit er in jener Nacht vor vier-  
zehn Jahren sein kleines Töchterchen meinem Schutze anvertraut  
hat. Meine Stellung verlangte es, Alles zu vermeiden, was  
mich in der Meinung meiner Borgesezten hinsichtlich politischer  
Meinung verdächtigen konnte und gewiß, mein Herr, Sie werden  
mir bestimmen, daß sehr wenig dazu gehört, um verdächtig zu  
werden. Mistres Frosch wird in dem Schreiben an Sie nicht  
erwähnt haben, daß zwischen ihrem Gatten und mir ein Brief-  
wechsel stattgefunden hat und ich glaube, darin dürfte allein ein  
hinreichender Beweis vorliegen, wie von einer mir von Gottfried  
übergebenen Summe von zehntausend Thaler zur Erziehung  
seines Kindes keine Rede sein könne, denn sollte es wirklich Je-  
manden geben, der gar kein Verlangen empfindet, zu wissen, wie  
sein Geld ... und noch dazu eine Summe von solcher Höhe! ...  
verwendet wird? Sagen Sie selbst, ob ich da recht oder un-  
recht habe?“

„Ich kann Ihnen nicht widersprechen, Herr Finanzrath.“  
„Wenn mein Bruder also dergleichen geäußert, so weiß ich  
nicht, was ich davon denken soll und muß fast glauben, er habe  
sich einen solchen Gedanken selbst gebildet, der allmählig zur fixen  
Idee bei ihm geworden ist. Was das Kind betrifft, so ist dies

bei meinem Bruder, dem Schmiedemeister Daniel Frosch in dem  
kleinen Städtchen R... mittelst von mir geleisteter baarer Unter-  
stützung erzogen worden und befindet sich noch bei ihm. Die  
Ursache, warum ich das Kind nicht in meinem Hause erziehen  
lassen konnte, basirte sich theils auf meine häuslichen und ehe-  
lichen Verhältnisse, die auseinander zu setzen, Sie mir wohl  
erlassen werden, theils um jeden Anschein eines Zusammenhanges  
zwischen mir und meinem sehr schwer gravirten Bruder zu ver-  
meiden. Selbst mein Bruder Daniel fand diesen, ihm von mir  
angegebenen Grund stichhaltig.“

„Er scheint es mir auch, Herr Finanzrath.“

„Was ich in Bezug auf Master Willay sagen kann, mein  
Herr, läßt sich in wenige Worte fassen. Ich höre heute seinen  
Namen zum erstenmale. Wie Sie mir vorhin selbst gesagt  
haben, geht aus dem der Mistres Frosch aus dem Nachlasse Sir  
Humphreys zugesandten Briefe hervor, daß ich damals abwesend  
gewesen. Mein früherer Diener, Peter, ein alter Mann, den  
ich wegen fast täglich vorkommender Bergeßlichkeiten zuletzt ent-  
lassen mußte und der bald darauf im Hospitale starb, hat mir  
von einer Nachfrage eines Fremden nach mir nie ein Wort ge-  
sagt. Ich glaube, mein Herr, Sie werden sich nun über Alles  
in Aufklärung befinden, um Mistres Frosch, welche mir nicht die  
Ehre erzeigt hat, die erste Nachfrage nach Ihrem Gatten bei  
mir, dessen Bruder, zu thun, über diese Angelegenheit genauen  
Bericht abzustatten. Im Uebrigen, Herr Büttner, werde ich  
nicht unterlassen, Aufklärung über Master Willay's Schicksal zu  
suchen und Ihnen diese dann mittheilen.“

(Fortsetzung folgt.)

### Die Lebendig-Todten.

Es ist ein erfreuliches Zeichen der überall vorschreitenden  
Humanität und Bildung, daß die Strafanstalten und Strafen  
mehr als je den Gegenstand eingänglicher Studien und Dar-  
stellungen bilden, daß überall das Streben rege wird, dem noth-  
wendigen Strafübel alles überflüssige Beiwerk zu entziehen und  
es ohne Rachegebanten und sonstige dem Rechts- und Besser-  
ungszweck fremdartige Verschärfungen zur Ausführung zu bringen.  
In gleicher Weise wie im vorigen Jahrhundert die menschen-  
freundlichen Juristen und Philosophen, den Deutschen Thomasius  
und den Italiener Beccaria an der Spitze, die Herenprozesse  
und die Folter brandmarkten und den Grund zur Abschaffung  
der Todesstrafe, zunächst durch deren Milderung legten, in gleich  
unermüdlicher Weise wirken heutzutage menschenfreundliche Ju-  
risten, den greisen Mittermaier in Heidelberg voran, für immer  
weiteres Eindringen des Lichtes der Humanität und der Lust der  
Leuterung in die Strafanstalten.

Einen höchst wichtigen Beitrag zur Lösung der Frage über  
Einrichtung der Gefängnisse haben in neuerer Zeit die vielfachen  
politischen Prozesse insofern gegeben, als sie gebildete, urtheils-  
fähige und febergewandte Männer zu jahrelanger praktischer Be-  
obachtung der Strafanstalten und ihrer Zustände verdammten.  
Ein guter Theil derselben hat seine Leidenszeit daselbst nicht zu  
eigner Rechtfertigung und persönlicher Anklage, sondern in dem-  
selben menschenfreundlichen Streben, von dem zu weit fortgerissen  
sie dem Strafgesetze ihres Landes verfielen, in dem Streben auf-  
zuklären und zu bessern, veröffentlicht und diese Darlegungen  
bilden das schätzbarste Material nicht nur zur Beurtheilung der  
betreffenden Strafanstalten und des Geistes, der in ihnen waltet  
überhaupt, sondern auch und ganz vorzüglich für Herbeiführung  
nothwendiger Reformen. In Baden haben zwei im Jahre 1849  
politisch Verurtheilte, ein Geistlicher und ein Jurist, als das  
Ergebnis vieljährigen Strafaufenthalts in Bruchsal, der Isolir-  
zelle, die sie selbst so lang umschlossen, ein Wort der Anerken-  
nung gesagt, das schwerer wiegt, als eine große Anzahl theore-  
tischer Schriften dafür und dawider. Fast jedes Land, in dem  
politische Bewegungen stattfanden, hat nun auch Aufzeichnungen  
über seine Strafanstalten von politisch Verurtheilten erhalten.

Bei Aufzählung der Straforte und Strafanstalten heutigen  
Tages nimmt unter denen, die noch am Ausgeprägtesten den  
alten Stempel der Rache und Härte an sich tragen, die russische  
Strafkolonie in Sibirien den ersten Rang ein, soweit ihn die  
Napoleonische Pfefferpflanzung zu Cayenne nicht streitig macht.

Auch über Sibirien giebt es, aus der Feder politischer Sträflinge werthvolle Aufzeichnungen. In dem jüngst erschienenen zweiten Hefte seiner höchst lesenswerthen „Zeitschrift zur Kunde des geistigen Lebens in Rußland“ (Russische Revue) hat Dr. Wilhelm Wolffsohn interessante Mittheilungen gemacht über die „Aufzeichnungen aus dem todten Hause“, welche der russische Schriftsteller Theodor Dostojewsky (geb. 1822 in Moskau, 1849 mit 21 Genossen wegen socialistischer Umtriebe zum Tode verurtheilt und auf dem Richtplatze zu zehn Jahr Strafarbeit in Sibirien begnadigt, 1854 als Gemeiner dem Militär eingereiht, 1856 bei der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers zum Offizier ernannt und voll begnadigt) über seinen Aufenthalt unter den „Lebendig-Todten“ Sibiriens, wie er sie nennt, in edler Ruhe, in maßvollem Ernst, ohne alle Bitterkeit gemacht hat. „Wer die Landesverhältnisse berücksichtigt“ — bemerkt der Herausgeber und Uebersetzer, mit dessen Erlaubniß wir folgenden Auszug mittheilen — „möchte nach diesen Mittheilungen zweifelhaft sein, was ihm daraus klarer wird: daß es im sibirischen Gefängniß nicht viel schlimmer ist, als in manchem europäischen Kerker — oder daß es in europäischen Gefängnissen nicht viel besser ist, als in den Strafanstalten Sibiriens?“

Unser Gefängniß — erzählt Dostojewsky — stand hart am Festungswalle. Der äußere Hofraum desselben war zweihundert Schritte lang und hundertfünfzig Schritte breit; die hohe Umzäunung in Form eines unregelmäßigen Sechsecks bildeten aufrechtstehende, tief in die Erde eingerammte Balken, welche dicht an einander gefügt, querüber mit Brettern befestigt und oben zugespitzt waren. An der einen Seite dieses Hofraumes befanden sich feste, immer geschlossene, Tag und Nacht von Schildwachen bewachte Pforten, die nur geöffnet wurden, um die Sträflinge zur Arbeit hinaus zu lassen. So wie man in den Hofraum eintritt, sieht man zu beiden Seiten zwei Reihen langer, einstöckiger Holzgebäude. Das sind die Wohnungen der Gefangenen, die hier nach Klassen vertheilt werden. Im Hintergrunde ein ähnliches Gebäude, welches die Doppelküche, und weiterhin eines, das die Keller, Speicher und Schuppen umfaßt. In der Mitte des Hofes ist ein recht großer, freier Platz. Hier wurden die Gefangenen aufgestellt, revidirt, des Morgens, des Mittags und des Abends namentlich abgerufen, was auch noch öfter am Tage geschieht, je nach der Aengstlichkeit und Lesefertigkeit der Wächter. Rings herum bleibt zwischen den Gebäuden und der Planke noch ein ziemlich großer Raum. Hier pflegen hinter dem Gebäude einige Gefangene, die besonders menschenscheu und finsterner Gemüthsart sind, in der arbeitsfreien Zeit vor Aller Augen verborgen herumzugehen und ihren Gedanken nachzuhängen. Wenn ich ihnen während dieser Spaziergänge begegnete, betrachtete ich gern ihre düstern, gebrandmarkten Gesichter und suchte zu errathen, was sie denken. Da war Einer, dessen Lieblingsgeschäft, wenn er freie Zeit hatte, war: die Pfähle an der Planke abzuzählen. Es waren deren fünfzehnhundert, die hatte er sich alle gemerkt. Jeder Pfahl bezeichnete für ihn einen Tag, jeden Tag zählte er einen Pfahl ab, und an den noch nicht abgezählten hatte er stets vor Augen, wie viele Tage ihm noch von seiner Strafzeit übrig blieben. Er war herzlich froh, wenn er mit einer Seite des Sechsecks fertig wurde. Viele Jahre hatte er noch zu warten; aber im Gefängniß lernt man Geduld. Ich sah einmal einen Sträfling, der nach 20 Jahren entlassen wurde, von seinen Gefährten Abschied nehmen. Es gab welche, die sich noch erinnerten, wie er im Gefängniß angekommen war, jung, sorglos, ohne an sein Verbrechen oder an seine Strafe zu denken. Jetzt verließ er das Gefängniß als Greis, finster und schwermüthig. Schweigend ging er durch alle Räume. Wo er eintrat, betete er vor den Heiligenbildern, dann grüßte er mit tiefem Bückling seine Genossen und bat sie, seiner nicht im Bösen zu gedenken. — Ich erinnere mich auch, wie ein Gefangener, der ehemals ein wohlhabender sibirischer Bauer gewesen, eines Abends an die Pforte gerufen wurde. Ein halbes Jahr zuvor hatte er die Nachricht erhalten, daß seine ehemalige Frau sich mit einem Andern verheirathet, und war darüber in tiefe Trauer gerathen. Jetzt kam die Frau selbst ans Gefängniß, ließ ihn heraufrufen und gab ihm Almosen. Sie sprachen mit einander zwei Minuten, weinten Beide und nahmen auf ewig von einander Abschied. Ich

sah, mit welchem Gesichte er nach dem Kerker zurückkehrte . . . . Ja, das war der Ort, wo man Geduld lernen konnte.

Mit dem Dunkelwerden führte man uns Alle ins Haus und schloß uns auf die ganze Nacht ein. Mir wurde es immer schwer, aus dem Hofe dahin zurückzukehren. Wir hatten ein langes, niedriges, dumpfes Zimmer, das von Talglichtern trüb erleuchtet und von einem erstickenden Geruch erfüllt war. Ich fasse jetzt nicht, wie ich zehn Jahre darin aushalten konnte. Meine Pritsche bestand aus drei Brettern; das war mein ganzer Platz. Auf solchen Pritschen lagerten in dem einen Zimmer dreißig Personen. Im Winter wurde früh geschlossen. Vier Stunden hatte man zu warten, ehe Alle schliefen. Und bis dahin — Gelärm, Gelächter, Schimpfreden, Kettengelärr, Dunst, Ruß, rasirte Köpfe, gebrandmarkte Gesichter, was es nur Häßliches und Schandbares gab . . . .

Im Ganzen umschloß unser Gefängniß zweihundertfünfzig Personen — eine Zahl, die sich fast beständig erhielt. Die Einen kamen, die Andern gingen nach beendeter Strafzeit; wieder Andere starben. Und was für Volk war da nicht beisammen! Ich glaube, jedes Souvernement, jeder Strich Rußlands lieferte hier sein Contingent. Es gab auch Sträflinge, die fremden Nationen, einige sogar, die den kaukasischen Bergstämmen angehörten. Alles das war nach der Stufe der Verbrechen und somit nach der Zahl der Strafjahre eingetheilt. Man darf annehmen, daß es kein Verbrechen gab, welches hier nicht seinen Vertreter hatte. Die Grundbevölkerung unseres Gefängnisses bildeten hauptsächlich die sogenannten Civilsträflinge (die Zuvielsträflinge hieß sie der naive Wortwitz der Gefangenen). Das waren Verbrecher, aller Standesrechte entkleidet, abgeschnittene Fäden der bürgerlichen Gesellschaft, mit dem Brandmal im Gesicht — zum ewigen Zeugniß ihrer Verwerfung. Sie kamen zu acht- bis zwölfjähriger Zwangsarbeit hierher, und darauf schickte man sie als Ansiedler nach irgend einem Bezirke Sibiriens. — Die „Militärverbrecher“ behielten ihre Standesrechte, wie in den russischen Strafregimentern. Ihre Strafzeit war kurz, und nach deren Beendigung kehrten sie dahin zurück, von wo sie gekommen waren: unters Militär, in die sibirischen Linienbataillone. Viele von ihnen kamen gleich wieder ins Gefängniß wegen wiederholter schwerer Verbrechen — und dann nicht mehr auf kurze Zeit, sondern auf zwanzig Jahre. Letztere Klasse nannte man die „Immerwährenden“. Doch auch die „Immerwährenden“ waren noch nicht gänzlich aller Standesrechte beraubt. Endlich gab es noch eine besondere Klasse der allerschrecklichsten Verbrecher, die vorzugsweise aus Soldaten bestand und sehr zahlreich war. Sie hatte den Namen der „besondern Abtheilung“ und umfaßte Verbrecher aus allen Gegenden Rußlands. Sie hielten sich selbst für ewige Sträflinge und sprachen sich in diesem Sinne gegen die übrigen Gefangenen aus. Sie wußten nichts von einer Frist für ihre Strafarbeit, deren ihnen das Gesetz ein doppeltes und dreifaches Maß auferlegte. Sie sollten im Gefängniß bis auf Weiteres für die schwersten Zwangsarbeiten aufgespart bleiben.

Es ist lange her; und alles das erscheint mir jetzt wie ein Traum. Ich erinnere mich, wie ich im Gefängniß eintraf. Es war eines Abends, im December. Schon wurde es dunkel; die Leute kamen von der Arbeit zurück; man schickte sich an zur Revision. Ein schnurbärtiger Unteroffizier öffnete mir endlich die Thüre dieses seltsamen Hauses, wo ich so viel Jahre zubringen, so viel Empfindungen durchleben sollte, von denen ich, wenn ich sie nicht thatsächlich erfuhr, auch nicht annähernd einen Begriff haben konnte. Ich würde mir z. B. nie vorgestellt haben, welche furchtbare Qual darin lag, daß ich die zehn Jahre meiner Strafzeit hindurch kein einzig Mal, keine einzige Minute allein sein würde. Bei der Arbeit unter Escorte, im Hause unter zweihundert Kameraden, und niemals, niemals allein! Doch hatte ich mich nicht noch an ganz Anderes zu gewöhnen?

Hier waren Mörder aus Zufall und Mörder von Profession, Räuber und Räuberhauptlinge. Hier waren einfache Gauner und Bagabunden, die mit gefundenem Gelde speculirt hatten. Es waren auch solche dabei, von denen man sich unwillkürlich fragte: was konnte sie hergebracht haben? Und doch hatte Jeder seine eigene Geschichte — trüb und schwer, wie das Nachgefühl

des gestrigen Raufes. Im Allgemeinen sprachen sie selten von ihrer Vergangenheit, erzählten nicht gern von dem Geschehenen und suchten offenbar es sich aus den Gedanken zu schlagen. Ich kannte unter ihnen sogar Mörder, die so heiter waren, sich so wenig jemals nachdenklich zeigten, daß man darauf wetten konnte, ihr Gewissen mache ihnen nicht den geringsten Vorwurf. Allein es gab auch sehr ernste, fast immer schweigsame Gesichter. Nicht leicht ließ sich Jemand über sein Leben aus, und Neugierde kam auch nicht vor, sie war gleichsam nicht üblich. Höchstens, daß mitunter Einer zu plaudern anfing, weil er nichts zu thun hatte, und ein Anderer hörte ihm kaltblütig und finster zu. Man wunderte sich hier über Niemand und über nichts. „Wir sind schriftkundige Leute,“ pflegten sie mit einer sonderbaren Selbstzufriedenheit zu sagen. Einmal, erinnere ich mich, erzählte ein betrunkenen Räuber (denn im Gefängniß gab es bisweilen Gelegenheit, sich einen Rausch zu trinken), wie er einem fünfjährigen Knaben, den er mit einem Spielzeug in eine leere Scheune gelockt, den Hals abgeschnitten. Sämmtliche Zuhörer, die bis dahin seine Späße belacht hatten, schriean auf und nöthigten den Räuber, still zu schweigen. Aber nicht vor Unwillen schriean sie auf, sondern weil es nicht nothwendig, weil es nicht Brauch sei, von dergleichen zu reden. Bemerken will ich nur, daß diese Leute wirklich zur großen Hälfte lesen und schreiben konnten. An welchem Orte sonst, wo das russische Volk in Masse versammelt ist, ließen sich zweihundertfünfzig Leute herausheben, von denen die Hälfte lesen und schreiben kann? Aus solchen Thatfachen soll Jemand, wie ich später erfuhr, den Schluß gezogen haben, daß der Unterricht im Lesen und Schreiben das Volk verderbe. Weit gefehlt. Hier wirken ganz andere Ursachen, wenn man auch zugeben muß, daß der Unterricht im Volke ein gewisses Selbstvertrauen entwickelt. Aber das ist ja doch kein Fehler.

Sämmtliche Klassen der Sträflinge waren durch Kleidung gekennzeichnet. Die meisten hatten doppelfarbige Jacken und Hosen an: halb dunkelbraun, halb grau. Als wir einmal draußen bei der Arbeit waren, trat eine Brezelverkäuferin an uns heran, betrachtete mich lange und fing plötzlich an zu lachen: „Pfui, wie das aussieht: Das graue Tuch hat nicht gereicht und das dunkle hat nicht gereicht.“ — Andere trugen ganz graue Jacken, an denen nur die Ärmel dunkelbraun waren. Auch die Köpfe waren verschieden rasirt: bei den Einen der Länge, bei den Andern der Breite nach.

Auf den ersten Blick bemerkte man eine gewisse auffallende Gemeinsamkeit in dieser seltsamen Familie. Selbst die ausgeprägtesten, originellsten Persönlichkeiten, die sich unwillkürlich vor den Andern hervorthaten, selbst die suchten sich den im ganzen Gefängniß herrschenden Ton anzueignen. Ueberhaupt muß ich sagen, daß dessen Bewohner, einige unverwüthlich lustige Kerle ausgenommen, mürrisch, furchtbar eitel, übelnehmisch und im höchsten Grade förmlich waren. Die Fähigkeit, sich über nichts zu wundern, galt als die größte Tugend. Alle hatten die fixe Idee, wie sie sich äußerlich halten mußten. Aber oft verwandelte sich die hochmüthigste Miene in die allerkleinmüthigste. Es gab einige wirklich starke Naturen darunter; die waren schlicht und ohne Grimasse. Doch seltsam genug, auch bei diesen ging manchmal die Eitelkeit bis zum Aeußersten, ja, bis ins Krankhafte. Ueberhaupt stand der Schein in erster Reihe. Die Meisten waren ausschweifend und schrecklich gemein. Klatschereien und Verleumdungen nahmen kein Ende. Aber gegen das, was einmal im Gefängniß als Brauch und Sitte galt, wagte sich Niemand aufzulehnen. Dem unterordneten sich Alle. Es gab scharf hervorstechende Charaktere, die sich nur mit Mühe unterordneten; allein sie thaten es doch. Es kamen Leute ins Gefängniß, die so sehr über die Schnur gehauen hatten, daß sie ihre Verbrechen sogar schließlich halb willenlos, in einer Art von Taumel, meist aus überreizter Eitelkeit begingen. Bei uns aber schlug man sie sofort nieder, trotzdem, daß Leute unter ihnen waren, die vor ihrer Ankunft im Gefängniß der Schrecken ganzer Dorfschaften und Städte gewesen. Der Neuling hatte sich kaum umgesehen, so wurde ihm klar, daß er hier nichts ausrichte, daß er hier Niemanden imponire; unmerklich beschied er sich und ging auf den allgemeinen Ton ein. Dieser allgemeine Ton bestand darin, daß man ein absonderliches Gefühl eigener Würde zur Schau trug, wovon sich fast jeder Bewohner

des Gefängnisses durchdrungen zeigte, als wäre der Stand eines Sträflings in der That ein gewisser Rang, und zwar ein Ehrenrang. Von Scham und Reue keine Spur! Wenn etwa Jemand der nicht zu den Gefangenen gehörte, sich herausnahm, einem derselben seine Schuld vorzuhalten, ihn auszuschelten (wiewohl es gar nicht in der Natur des Russen liegt, einem Verbrecher Vorwürfe zu machen), so war des Schimpfes kein Ende. Und wie meisterhaft verstanden sie Alle zu schimpfen! Das war raffiniert, kunstvoll. Das Schimpfen hatte bei ihnen Methode; sie packten nicht sowohl mit dem beleidigenden Wort, als mit dem beleidigenden Sinn — und das ist feiner, empfindlicher. Eine Methode, welche die unaufhörlichen Streitigkeiten unter ihnen noch mehr entwickelten. Alle diese Leute arbeiteten unter dem Regimente des Stockes; sonach waren sie innerlich müßig und der Verderbniß unrettbar verfallen. Wer nicht schon früher ganz verdorben war, wurde es im Gefängniß. Dazu waren Alle, die man hier zusammengezwungen, einander durchaus fremd.

„Der Teufel hat drei Paar Basttschuhe abgetragen, ehe er uns Alle in Einen Haufen zusammenbrachte“, pflegten sie selbst von sich zu sagen. So standen denn Intrigue, Widersagerei, Weiberklatsch, Wuth und Haber immer obenan in diesem Hölleleben. Kein Weib konnte so weibisch sein, wie einige dieser Blutmenschen. Ich wiederhole, es gab unter ihnen auch Leute von Kraft und Charakter, zeitlebens gewohnt durchzubrechen und zu befehlen, gehärtete Naturen, die keine Furcht kannten. Vor denen hatte man unwillkürlichen Respect. Aber sie ihrerseits, wenn sie auch mit einer gewissen Eifersucht auf ihren Ruhm hielten, vermieden es doch im Allgemeinen, die andern zu belästigen, ließen sich nicht gern in Schimpfereien ein, bewahrten eine ungewöhnliche Würde und Bedächtigkeit und zeigten sich fast immer gehorsam gegen die Vorgesetzten, was nicht aus Princip des Gehorsams; nicht aus Pflicht geschah, sondern wie in Folge eines gewissen Abkommens und der Erkenntniß gegenseitigen Vortheils. Auch wurde mit ihnen vorsichtig verfahren. Ich erinnere mich, wie Einer dieser Gefangenen, ein furchtloser und entschlossener Mann, dessen thierische Triebe die Vorgesetzten kannten, einmal hinausgerufen wurde, um wegen eines Vergehens bestraft zu werden. Es war an einem Sonntag, außer der Arbeitszeit. Der Stabsoffizier der nächste und unmittelbare Chef des Gefängnisses, war selbst nach der dicht an unserer Pforte befindlichen Wachtstube gekommen, um der Execution beizuwohnen. Dieser Major war eine Art verhängnißvolles Wesen für die Gefangenen. Er hatte es dahin gebracht, daß sie vor ihn zitterten. Er war unsinnig streng, er „warf sich auf die Leute“, wie die Gefangenen sagten. Am meisten fürchteten sie sein durchdringendes Luchsauge, vor dem sich nichts verbergen ließ. Er sah Alles ohne hinzublicken. Trat er ins Gefängniß, so wußte er schon, was am andern Ende desselben geschah. Die Gefangenen nannten ihn den Ahtäugigen. Sein System war ein grundfalsches. Er erbitterte die ohnehin erbosten Menschen durch seine rasende Behandlung, und hatte er nicht den Commandanten über sich, einen edlen und besonnenen Mann, so würde sein Regiment großes Unglück angerichtet haben. Ich begreife nicht, wie er ein gutes Ende hat nehmen können. Er gerieth zwar in Untersuchung, verließ aber mit heiler Haut den Dienst. Der Gefangene von dem ich sprach, erblaßte, als er gerufen wurde. Sonst pflegte er still und entschlossen sich zur Abprügelung hinzulegen, ertrug still seine Strafe, dann stand er frisch auf und betrachtete mit philosophischem Gleichmuth die ihm wiederfahrene Unannehmlichkeit. Er erblaßte also, und ohne daß es die Wachen merkten, steckte er rasch ein scharfes englisches Schuhmachermesser in seinen Ärmel. Messer und alle scharfen Instrumente waren im Gefängniß auf das strengste verboten. Es wurden häufige, unerwartete und sehr ernste Nachsuchungen gehalten; es standen darauf die härtesten Strafen. Aber da es schwer ist, bei einem Dieb etwas zu finden, was er sich entschlossen hat, ganz besonders zu verstecken, und da Messer und schneidende Instrumente im Gefängniß ein stetes Bedürfniß waren, so kamen sie auch trotz aller Nachsuchungen nicht ab. Wurden sie ja einmal weggenommen, so schaffte man gleich neue an. Alles stürzte nun an die Planke und mit klopfendem Herzen lugten die Sträflinge durch die Ritzen. Alle wußten, daß Petrow (so hieß der zu Be-

strafende), sich diesmal nicht gutwillig hinlegen würde, und daß es um den Major geschehen sei. Aber gerade im entscheidenden Augenblicke stieg unser Major in seinen Wagen und fuhr davon, nachdem er die Execution einem andern Offizier übertragen hatte. „Gott selbst hat ihn gerettet“, sagten später die Gefangenen. Petrow erlitt nun mit aller Seelenruhe seine Strafe. Mit der Entfernung des Majors war sein Zorn vorüber.

Die Strafarbeit wurde von den Gefangenen nicht als ihre eigentliche Beschäftigung, sondern als etwas zwangsmäßig Aufgelegtes mit Widerwillen hingenommen. Beschäftigung aber, an die sich das eigene Interesse heftet, braucht der Mensch auch im Gefängnis, um leben zu können; schon der bloße Müßiggang entwickelt in ihm Laster, von denen er früher keine Ahnung gehabt, und ohne irgend ein gesellschaftliches, normales Eigenthum entartet der Mensch zum Thier. Daher hat im Gefängnis Jeder aus natürlichem Bedürfnis und aus Selbsterhaltungstrieb sein Handwerk und seine Beschäftigung. Die langen Sommertage waren ganz von der Strafarbeit ausgefüllt; die kurze Nacht reichte kaum für den Schlaf. Aber im Winter war der Gefangene, der Verordnung gemäß, bei einbrechender Dunkelheit schon im Hause eingeschlossen. Was sollte er in den langen, langweiligen Winterabenden beginnen! Da verwandelte sich denn ungeachtet des Verbotes jede Gefangenenstube in eine große Werkstätte. Arbeit an sich, Beschäftigung war nicht untersagt, aber alles Werkzeug im Gefängnis streng verboten, und ohne Werkzeug war keine Arbeit möglich. Allein es wurde im Stillen gearbeitet, und die Behörde schien in manchen Fällen keine sonderliche Aufmerksamkeit darauf zu wenden. Viele Sträflinge konnten nichts, als sie ins Gefängnis kamen, und verließen es, von Anderen unterrichtet, als tüchtige Meister. Da waren Schuhmacher, Schneider, Tischler, Schlosser, Graveure und Vergolder. Alle arbeiteten unverdrossen und erwarben sich etwas Geld. Die Bestellungen kamen aus der Stadt. Geld ist geprägte Freiheit, und für Denjenigen, der aller Freiheit beraubt ist, erhält es daher einen zehnfach höhern Werth. Wenn er es auch nicht ausgeben kann, klumpert es nur in seiner Tasche, so ist er schon halb getröstet. Aber Geld kann man auch immer und überall ausgeben, um so mehr, da die verbotene Frucht desto süßer schmeckt. Im Gefängnis war sogar Wein zu haben. Tabak war auf das strengste untersagt; gleichwohl rauchten Alle. Geld und Tabak schützten vor Scurbut und anderen Krankheiten, die Arbeit vor Verbrechen. Ohne Arbeit würden die Gefangenen einander aufgefressen haben, wie Spinnen im Glase. Trotzdem war sowohl Arbeit als Geld verboten. Bisweilen fanden in der Nacht plötzliche Nachsuchungen statt; alles Verbotene wurde weggenommen, und auch das Geld fiel dabei oft den Suchenden in die Hände, wie sehr es auch versteckt war. Zum Theil aus diesem Grunde sparte man es nicht und vertrank es eilends; daher der Bedarf des Weines im Gefängnis. Jedesmal wurde auf eine solche Nachsuchung der Schuldige nicht nur seines ganzen Besitzthums beraubt, sondern auch schwer bestraft; aber jedesmal ersetzte man das Fehlende, schaffte sofort neue Sachen an, und Alles kam in den alten Gang. Die Behörde wußte darum, und die Gefangenen murrten über ihre Strafen nicht, obwohl ein solches Leben dem Wohnen auf einem Vulkan gleich. Wer kein Handwerk hatte, trieb andere Gewerbe, mitunter sehr originelle. So gab es z. B. Leute, die nur aufkauften, und zwar bisweilen solche Sachen, die außerhalb des Gefängnisses nicht allein Keiner sich würde einfallen lassen zu kaufen und zu verkaufen, sondern überhaupt nur für Sachen anzusehen. Aber die Sträflinge waren sehr arm und äußerst betriebsam. Jeder Lappen war etwas werth und zu etwas zu brauchen. Wegen der Armuth hatte auch das Geld im Gefängnis einen ganz andern Werth als sonst wo. Eine große und complicirte Arbeit wurde mit Groschen bezahlt. Einige machten sehr vortheilhafte Geldgeschäfte. Hatte ein Gefangener Alles vergeudet, so brachte er seine letzten Sachen dem Wucherer und bekam von diesem etwas Kupfergeld zu ungeheuren Procenten. Löste er die Sachen nicht zur bestimmten Frist ein, so wurden dieselben unverzüglich und

unbarmherzig verkauft. Der Wucher stand dermaßen in Blüthe, daß sogar dem Gefängnis zugehörige, der Revision unterliegende Gegenstände, wie Wäsche, Stiefel u. dergl. verpfändet wurden — Gegenstände, die der Gefangene jeden Augenblick brauchte. Aber dergleichen Verpfändungen nahmen wohl auch einen andern, übrigens nicht so ganz unerwarteten Ausgang. Der Verpfänder hatte kaum das Geld empfangen, so begab er sich ohne Weiteres zu dem ersten Unteroffizier, dem nächsten Vorgesetzten im Gefängnis und zeigte an, daß er die Gegenstände verpfändet habe, die sofort dem Wucherer wieder abgenommen wurden, ohne daß der Oberbehörde hiervon Meldung geschah. Interessant war, daß dies oft sogar ohne allen Streit ablief. Der Wucherer gab schweigend und finster das Verlangte heraus, als wäre er darauf gefaßt gewesen. Er mußte sich freilich gestehen, daß er an der Stelle des Verpfänders ebenso gehandelt haben würde. Wenn er daher manchmal auch hintennach schimpfte, so meinte er es gar nicht böse und that es nur, um sein Gewissen zu beschwichtigen.

Ueberhaupt bestahlen Alle einander schrecklich. Fast Jeder besaß seinen Kasten mit Verschluss zur Aufbewahrung der Kronsachen. Das war erlaubt; allein die Kästen schützten nicht. Man mag sich leicht vorstellen, was es da für geschickte Diebe gab. Mir wurde von einem Gefangenen, der mir aufrichtig ergeben war (ich übertreibe nicht), die Bibel gestohlen, das einzige Buch, das man im Gefängnis haben durfte; er selbst gestand es mir noch am selben Tag — nicht aus Reue, sondern weil es ihn dauerte, daß ich sie so lange suchte. Diejenigen, die sich mit dem Weinverkauf beschäftigten, wurden schnell reich. Im Gefängnis befanden sich viele Schmuggler, und deshalb ist es nicht zu verwundern, daß trotz aller Bewachung und Beaufsichtigung Wein hineingeschafft werden konnte. Der Schmuggel an sich ist eine ganz eigene Art Verbrechen. Wer sollte denken, daß bei manchem Schmuggler das Geld bisweilen eine untergeordnete Rolle spielt? Und doch ist es dem so. Der Schmuggler arbeitet aus Leidenschaft, aus Beruf; er ist ein Stück Dichter. Er wagt Alles, setzt sich der schrecklichsten Gefahr aus, gebraucht List, erfindet, weiß sich herauszuwickeln, bisweilen handelt er in einer Art Begeisterung. Diese Leidenschaft ist eben so mächtig, wie das Spiel.

Endlich hatten die Gefangenen noch eine Einnahme, die sie zwar nicht bereicherte, aber von Dauer war und ihnen sehr zu Statten kam. Dies waren die milden Gaben. Unsere vornehme Gesellschaft hat keinen Begriff, wie die Kaufleute, Kleinbürger und unser ganzes Volk für die sogenannten „Unglücklichen“ sorgen. Die milden Gaben flossen ihnen ununterbrochen zu, meist in Brod und allerhand Gebäck, seltner in Geld. Ohne diese Gaben wären die Gefangenen an vielen Orten, namentlich diejenigen, denen noch der Prozeß gemacht wird, und die weit strenger gehalten werden, als die Verurtheilten, gar zu bedrängt. Die Gaben werden gewissenhaft unter die Gefangenen gleichmäßig vertheilt. Wenn z. B. die Brode nicht für Alle reichen, so werden sie in gleiche Theile zerschnitten, mitunter sogar in sechs Stücke, und jeder Gefangene bekommt sicher sein Stück. Im erinnere mich, wie ich das erste Mal eine Geldgabe erhielt. Das war kurz nach meiner Ankunft im Gefängnis. Ich kehrte eben mit einer Wache allein von der Morgenarbeit zurück; mir entgegen kam eine Frau mit einem zehnjährigen hübschen Töchterchen. Ich hatte sie schon einmal gesehen. Die Mutter war eine Soldatenwitwe. Ihr Mann, ein junger Soldat, starb im Gefängnis spital zur selben Zeit, wo auch ich dort krank daniederlag. Sein Weib und sein Kind kamen hin, von ihm Abschied zu nehmen; beide weinten furchtbar. Als das Mädchen mich jetzt erblickte, erröthete es, und flüsterte der Mutter etwas zu; die blieb stehen, langte aus ihrem Körbchen eine Viertelskopeke heraus und gab sie dem Kinde, das mir nachrannte. „Hier, Unglücklicher, nimm in Christi Namen“, rief dieses, und schob mir das Geldstück in die Hand. Ich nahm es an und das Mädchen kehrte froh zur Mutter zurück. Ich habe diese Kopeke lange aufbewahrt.

(Localnachrichten 12. im Beiblatt.)

Neustadt-Dresden, Dampf-Schnellpressendruck der E. Heinrich'schen Buchdruckerei.

(Hierzu: der Dampfswagen Nr. 12 nebst zwei Beilagen.)